

GAZMEND
KAPLLANI
UNENTBEHRLICHES
HANDBUCH
ZUM UMGANG
MIT
GRENZEN

Edition
CONVERSO
ROMAN



Gazmend Kapllani

UNENTBEHRLICHES
HANDBUCH
ZUM UMGANG MIT GRENZEN

Edition CONVERSO

*Es ging mir nicht darum, etwa nach
Paris oder London zu reisen, o nein,
solche Ziele versuchte ich mir gar nicht
erst vorzustellen, und sie interessierten
mich auch nicht, ich wollte nur irgend-
wie die Grenze überschreiten, egal,
welche, denn wichtig war für mich nicht
der Ort, das Ziel, das Ende, sondern der
beinahe mystische und transzendente
Akt des Überschreitens der Grenze.*

aus: Ryszard Kapuściński
»Meine Reisen mit Herodot«
aus dem Polnischen von
Martin Pollack,
Berlin 2013

VORWORT

Grenzen liebe ich nicht besonders. Aber um ehrlich zu sein, wirklich hassen tue ich sie auch nicht. Ich habe einfach Angst vor ihnen, und mir ist gar nicht wohl, wenn ich ihnen direkt gegenüberstehe. Ich spreche zunächst von den geografischen, den sichtbaren Grenzen, von solchen, die Länder, Staaten und Nationen voneinander trennen.

Auch heute, da die Grenzen sehr viel durchlässiger geworden sind, überkommt mich bei jedem Grenzübertritt ein merkwürdiges Gefühl: eine Mischung aus Erleichterung und Unbehagen. Vielleicht wegen des Passes, den ich inzwischen mit mir herumtrage. Auf jeden Fall habe ich mich an den misstrauischen Blick der Grenze längst gewöhnt. Sehnsüchtig schaue ich ihr entgegen, kann es kaum erwarten, sie zu überqueren, während sie mir fast immer feindselig oder argwöhnisch entgegenblickt. Ich versuche, sie zu besänftigen, sie davon zu überzeugen, dass ich keine Gefahr für sie bin. Sie hingegen denkt sich immer neue Vorwände aus, um mich zurückzuweisen und ja keine ebenbürtige Beziehung zwischen uns entstehen zu lassen. Aus den genannten Gründen kann ich also zu Recht behaupten, dass ich seit geraumer Zeit von einem *Grenzsyndrom* befallen bin. Dabei handelt es sich um eine Krankheit, die sich nur schwer klassifizieren lässt; sie ist im Übrigen nicht einmal auf der Liste anerkannter psychischer Störungen aufgeführt, wie zum Beispiel die Platzangst, die Höhenangst oder die Depression. Dennoch kann ich euch einen Eindruck verschaf-

fen von den Symptomen, die damit einhergehen – nicht sofort, ein wenig später.

Auf jeden Fall weiß ich, dass es außer mir noch viele andere Menschen gibt, die unter dem Grenzsyndrom leiden. Doch – wer nie das Verlangen verspürt hat, eine Grenze zu überwinden, oder sich nie von einer Grenze zurückgestoßen sah, wird schwerlich nur verstehen, wovon ich spreche.

Meine problematische Beziehung zu den Grenzen hat schon recht früh, in meiner Kindheit, eingesetzt. In der Tat, ob man unter dem Grenzsyndrom leidet oder nicht, das ist größtenteils vom Schicksal bestimmt: Es hängt nämlich davon ab, wo einer geboren ist. Ich bin in Albanien geboren.

Die Grenze eines totalitären Staates, wie Albanien es bis 1991 war, zu berühren oder gar sie zu überqueren, kam einem Wunder oder einer Todsünde gleich. Nur sehr wenige Menschen erhielten die offizielle Erlaubnis, sie zu passieren. Das waren dann die echten Glückspilze, und die waren für uns, für die Mehrheit also, beinahe so etwas wie Außerirdische.

Wir, die anderen, waren dazu verdammt, entweder nur zu mutmaßen, was auf der anderen Seite der Grenze existierte, oder die Idee, dass es jenseits der Grenze noch eine andere Welt gab, vollständig aus unserem Hirn zu verbannen, was eine gute Methode war, um zu überleben, sowohl seelisch als auch körperlich.

Bis eines Tages diese Welt-jenseits-der-Grenze im Unterbewusstsein vieler von uns nicht einfach nur die zeitliche und räumliche Fortsetzung unserer gemeinsamen Welt war. Je mehr Jahre vergingen, je stärker Albanien sich vom Rest der Welt isolierte, desto mehr verwandelte sich diese Welt-jenseits-der-Grenze in einen anderen Planeten. Für einige war es ein paradiesischer, für andere ein furchterregender Planet: auf alle Fälle ein völlig anderer Planet.

WARUM ERZÄHLST DU UNS DAS ALLES?

Ihr könnt mich jetzt fragen: Warum erzählst du uns das alles? Ebrlich gesagt, wenn du Migrant bist, besonders einer der ersten Generation, ist deine erste Reaktion die, im Schweigen zu verharren. Tief im Innern des Migranten herrschen Angst, Misstrauen und die Gewalterfabrungen während der Flucht und bei der ersten Berührung mit dem unbekanntem Land. Und außerdem das Gefühl, unerwünscht zu sein, sowie Groll, Heimweh und gleichzeitig das Verleugnen der Heimat, Schuldgefühle und Wut. Der Migrant ist ein verwirrtes, ein verunsichertes Geschöpf und hat von daher Angst, sich zu bekennen. Es genügt eine ablehnende oder gleichgültige Geste seines Gegenübers, die ausdrücken mag »Was geht mich das an, woher du kommst und was du durchgemacht hast?!«, und schon fühlt der Migrant sich lächerlich, schutzlos und unzulänglich. Infolgedessen geht er lieber kein Risiko ein. Er quält sich einsam und allein mit seinen Erfahrungen und gelangt allmählich zu der Überzeugung, dass seine Geschichte keine Menschenseele interessiert. Schließlich ist seine Bestimmung ja auch nicht das Geschichtenerzählen, denkt er, sondern wie ein Hund ums Überleben zu kämpfen. Die anderen, die können ihn nicht nur, sie wollen ihn auch nicht verstehen. Die Alternative ist, etwas zu riskieren, sich zu entblößen und sich zu dem schmerzhaften, widersprüchlichen Lebensweg eines Migranten zu bekennen. Er spürt, dass er Gefahr läuft, neurotisch und nachtragend zu werden, wenn er all das Erlebte für sich behält. Das größte Geschenk, das er sich erhoffen kann, wäre, dass jemand ihn versteht und mit ihm zugleich all jene, die nicht erzählen können, die es nicht wagen oder die einfach keine Zeit dafür haben und ihre Erzählungen in ihrem Inneren begraben. Einen Migranten kann man erst verstehen, wenn man seine Geschichte gehört hat.

Das Regime unternahm alles, um kein einziges Bild von der Welt-jenseits-der-Grenze zu uns gelangen zu lassen. Es kontrollierte, verhaftete und bestrafte. Ich erinnere mich noch genau an den Tag – ich war damals in der zweiten Klasse – als die Parteisekretärin unserer Grundschule ins Klassenzimmer kam und uns unter anderem mit ernster Miene fragte, wobei sie die größte Anstrengung unternahm, honigsüß zu wirken, ob unsere Eltern denn noch andere Programme als die des albanischen Staatsfernsehens sähen. Mit der Unschuld eines Kindes, das sich vor seinen Mitschülern hervortun wollte, antwortete ich, ja, meine Eltern würden oft den Sender *Sabre* schauen. *Sabre* war natürlich kein Fernsehsender, sondern der Name eines Orts in der Nähe unserer kleinen Stadt Lushnja, den ich damals noch gar nicht kannte. Mein Vater war sich der Gefahr, die von meiner grenzenlosen kindlichen Neugier ausging, sehr wohl bewusst und verpasste also den ausländischen Sendern, die er heimlich schaute, verschiedene Pseudonyme. Aber auch das rettete ihn am Ende nicht. Am Nachmittag desselben Tages bestellte ihn die Schulleitung ein und verlangte eine Erklärung: was das denn für ein unerhörter Fernsehsender namens *Sabre* sei. Wegen derartiger Dinge konnte man ohne weiteres seine Arbeit verlieren. Und das war noch das Wenigste. Man konnte »reaktionärer Handlungen und kleinbürgerlicher Ansichten« beschuldigt werden und, nachdem man »wegen Propaganda gegen das Regime« vor Gericht gestellt worden war, in einem der schrecklichen Gefäng-

nisse für politische Häftlinge oder in einem der Dörfer inmitten anderer Verbannter am Rande unserer Stadt landen. Und Sabre war das berüchtigtste. Tatsächlich gab es in unserem Land eine große Bandbreite an Möglichkeiten, wie man einem Menschen das Leben zur Hölle machen konnte. Mein Vater musste also Rechenschaft ablegen: Erstens, warum er nicht ausschließlich albanisches Staatsfernsehen schaute, sondern sich im minderbemittelten Lager der Kapitalisten, Imperialisten, Revisionisten, Titoisten, Monarcho-Faschisten und vieler anderer herumtrieb. Zweitens, warum er dem Sender ausgerechnet dieses Pseudonym gegeben hatte: Ob das etwa gleichbedeutend war mit indirekter, aber eindeutiger Unterstützung der Volksfeinde, also der ins Lager Sabre Verbannten? Er entgegnete kurz und bündig, er empfangen keinen fremden Sender, und sie könnten ruhig kommen, um die Antenne auf unserem Flachdach zu kontrollieren.

Apropos Antennen: Wir Bürger waren vom Regime gezwungen, uns eine spezielle Antenne zuzulegen und diese in einer bestimmten Position aufzustellen, in der Bilder aus der Welt-jenseits-der-Grenze gar nicht erst zu empfangen waren. In Wahrheit besaß mein Vater zwei Antennen. Eine auf dem Dach, die für die Augen des Regimes bestimmt war, und die andere, die illegale, im Haus; die nannten wir die *Keratá*, die gehörnte, und konnten damit hauptsächlich italienische Sender empfangen.

Die Geschichte von den doppelten Antennen ist ein perfektes Bild für die Persönlichkeitsspaltung des Menschen unter einem totalitären Regime: Die eine Seite seiner Persönlichkeit setzte sich dem furchteinflößenden Blick des Regimes aus, die andere versuchte, im Privaten diesem allmächtigen Blick zu entkommen.

Glücklicherweise ging die Geschichte mit der Antenne noch einmal glimpflich aus: Ich fing mir von meinem Vater eine saftige Ohrfeige und hasste seitdem die Parteisekretärin. Außerdem begriff ich langsam, dass ich mich, obwohl ich noch ein Kind war, mich nicht mehr wie ein solches benehmen durfte, besonders nicht, wenn ich es mit der Parteisekretärin zu tun hatte. Ich war damals so wütend auf die Parteisekretärin, dass ich zum lieben Gott bete, sie doch ein großes Unglück erleiden zu lassen, denn nur so ließ sich meine Wut ein wenig dämpfen. Ich stellte mir bildlich vor, wie sie ausrutschte und sich ein Bein, besser noch beide Beine brach. Oder wie sie schwer erkrankte und entsetzlich leiden musste, bevor sie endlich starb. Oder wie ihr ein Ziegelstein auf den Kopf fiel und sie auf der Stelle tot war. Den Gipfel der Genugtuung verschaffte mir jedoch die Vorstellung, wie sie auf der Straße stürzte und von einem schweren Genossenschaftsfuhrwerk mit schmutzigen Rädern und klappri-gen Gäulen überfahren wurde.

Die Zeit verging, und ich hatte meine sadistischen Phantasien beinahe schon vergessen, als ich erfuhr, dass meine Gebete teilweise erhört worden waren, nur in vollkommen anderer Form. Die Parteisekretärin litt nämlich an einer sonderbaren Krankheit, aufgrund derer sie, so schien es, immerzu lächeln musste. Unvorstellbar so etwas, denn bis dahin war sie der mürrischste Mensch der Welt gewesen! In der Schule hatten wir sie aus eben diesem Grund *die Statue* genannt. Jetzt aber brachen die Leute auf jeder Parteiversammlung, sobald sie erschien, in schallendes Gelächter aus. Daraufhin brüllte sie vor Wut, und je mehr sie brüllte, desto mehr vermittelte sie den Eindruck, als würde sie wie blöd lachen. Es handelte sich um einen nervösen Tick.

Die Sache mit ihrem nervösen Lachen gelangte bis zum Zentralkomitee der Partei, und das beschloss, die Parteisekretärin aus ideologischen, parteiinternen und vor allem aus revolutionsimmanenten Gründen vorzeitig in Rente zu schicken. Auf ihrer Position sei sie nicht nur ungeeignet, sondern sie schade in gehörigem Maße der Revolution und der Diktatur des Proletariats. Seither habe ich nie wieder etwas von ihr gehört.